

schen emotional an sich zu binden. Das gilt natürlich in erster Linie für die Muttersprache, aber nicht nur für sie. Für den Zweck der Verständigung ist diese Faszinationskraft der Sprachen unnötig, vielleicht sogar störend. Man kann sie aber auch als Hinweis darauf nehmen, dass der Sinn von Sprache über diesen Zweck weit hinausgeht. Wieviel Nachsicht bringen wir auf gegenüber einem Menschen, der in seiner Verzauberung durch das Griechische die Hand Gottes spürte?

4) Ist man sich wirklich so einig darin, dass die Wissenschaften dem Menschen so nötig wie Luft und Feuer sind? Das Gefühl, durch Wissenschaften auch bedroht, vielleicht überrollt zu werden, ist deutlich gewachsen. Und die Künste? Jedermann preist die Werte "des Musischen", und doch ist oft die Kunst des einen dem anderen ein Greuel. Also dominieren subjektive Standpunkte in beiden Bereichen. Sollte das nicht eine Situation sein, die aus sich heraus von den Menschen verlangt, sich beim Urteilen, soweit wie möglich, von seiner eigenen zeitgebundenen Sicht zu befreien? Wie könnte das anders möglich sein, als wenn man sich in die Perspektive anderer Regionen oder - noch besser - früherer Zeiten versetzt? Wenn man das will, könnte da nicht eine so reiche Kultur wie die der Griechen eine besonders geeignete, vielleicht sogar unverzichtbare Hilfe sein?

5) Will man heute mit sprachlicher Bildung auf das Innere eines Menschen wirken? Sicher nicht,

wenn als Ziel dieser Sprachbildung das erfolgreiche Bewerbungsschreiben gilt. Auch nicht, wenn das Parlierenkönnen über das alltäglich Nötige beim Fremdsprachenlernen das Maß der Dinge abgibt. Genügt es wirklich, das Innere von Menschen mit ethischen Belehrungen und staatsbürgerlichen Appellen in die rechte Form zu bringen? Empfinden, Wollen, Nachdenken - alles das ist an Sprache gebunden. Je feinere sprachliche Nuancen jemand unterscheiden kann, umso differenzierter kann er fühlen, handeln und verstehen. Ein reiches Sprachvermögen ist ein sozialer Wert. Ob vielleicht dazu eine Sprache wie die griechische doch einiges beitragen könnte? Der römische Dichter Ennius sagte von sich, er habe drei Herzen, und meinte damit sein sprachliches Können im Lateinischen, Oskischen und Griechischen. Wie viele Herzen wollen wir haben, wie viele brauchen wir?

Wie ist es? Dürfen wir doch den *magister Philippus* in diesem Jahr feiern, auch weil er den Deutschen das Griechische ans Herz gelegt hat?

- 1) Melanchthons Werke im: Corpus Reformatorum XI, 15-25, ed. Bretschneider und Bindseil, Halle 1834-1860
- 2) a. a. O. Sp. 22, 24-25
- 3) Philipp Melanchthon, Glaube und Bildung, Texte zum christlichen Humanismus, ausgewählt, übersetzt und herausgegeben von Günter R. Schmidt, Stuttgart 1989.
- 4) a. a. O. S. 182-203

HELMUT QUACK

## Suche nach kultureller Identität im globalen Zusammenprall der Kulturen

Kurz vor der Jahrtausendwende liegt es nahe, noch einmal auf das zu Ende gehende 20. Jahrhundert zurückzublicken. Fragt man, was denn wohl in diesem Zeitraum der weltweit wichtigste Vorgang gewesen sei, so drängen sich zwei Stichworte auf: rasanter technischer Fortschritt und Globalisierung. Genauer könnte man etwa sagen, dass die enormen technischen Fähigkeiten von Europäern und Amerikanern, die sich etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts kontinu-

ierlich und in einmaliger Präzision entwickelt hatten, sich seit dem Ende des zweiten Weltkriegs beschleunigt als auf den ganzen Globus übertragbar erwiesen haben. Die Folge war und ist, dass das zivilisatorische Gefälle, das noch um 1900 zwischen dem industrialisierten Westen und dem Rest der Welt bestanden hatte, fast völlig verschwunden oder doch zumindest erheblich eingeebnet worden ist.

Es muss daher überraschen, wenn jetzt ein namhafter amerikanischer Politologe in einem kürzlich erschienenen Buch<sup>1</sup> neben dem zivilisatorischen plötzlich wieder den kulturellen Aspekt betont.<sup>2</sup> Huntington sieht zwar nüchtern, daß heute z. B. in den islamischen Ländern wie in Westeuropa, in Indien wie in Südostasien, in China wie in Japan dieselben Waffen produziert, dieselben Computer benutzt und sogar zum Teil dieselben Filmstars bewundert werden. Worauf es ihm aber ankommt, ist, zu zeigen, dass sich die Menschen in diesen Ländern in ihrer angestammten Mentalität noch immer deutlich unterscheiden. Seine (uns Deutsche vor allem an Oswald Spengler erinnernde) Unterscheidung von mehreren „Kulturkreisen“, in denen sich die Menschen unter dem Firnis zivilisatorischer Angleichung verstärkt auf ihre jeweilige kulturelle Identität besinnen, findet inzwischen zunehmend Resonanz. Ich meine, dass seine Thesen auch von uns Altsprachlern zur Kenntnis genommen werden sollten.

Das Buch (Kaufpreis: 68 DM) ist reich an Literaturhinweisen, im Text breit angelegt und daher nicht frei von Wiederholungen. Ich habe es (diagonal) durchgelesen und mich dabei immer wieder gefragt, was wohl Lehrer oder Lehrerinnen, die in den Fächern Latein und Griechisch unterrichten, diesem Buch entnehmen könnten. Meine diesbezüglichen Notizen möchte ich im Folgenden in drei Punkten kurz zusammenfassen:

1. Bei der Suche nach kultureller Identität im Rahmen unseres westlichen Kulturkreises haben Altphilologen, allen Unkenrufen zum Trotz, noch immer ein Wort mitzureden. Denn mit ihrem spezifischen Forschungsgegenstand verfügen sie, auch wenn dieser immer nur durch eine „geschichtliche Brille“ in den Blick gebracht werden kann, über ein relativ klares Modell von Kultur, das seit der italienischen Renaissance immer wieder von hervorragenden Gelehrten in seinen einzelnen Aspekten studiert und so allmählich als ein besonders einleuchtendes Kulturganzes begriffen worden ist.<sup>3</sup>

2. Modell kann dieses Kulturganze zwar nicht mehr in einem präskriptiven Sinn von „Vorbildlichkeit“ sein - schon gar nicht dann, wenn man etwa einen solchen Anspruch über den westlichen

Kulturkreis hinaus auf die gesamte Menschheit ausdehnen wollte. Aber dasselbe gälte dann offenbar auch für etwaige ähnliche „Modelle“ in den anderen Kulturkreisen, sofern diese sich bei ihrer Identitätssuche auf die für sie jeweils grundlegenden älteren Hochkulturen zurückbesinnen wollten (also z. B. Inder auf das alte Indien oder Chinesen auf das alte China). Denn die Industriekultur ist inzwischen so mächtig, so weltgeschichtlich „durchschlagend“ geworden, dass nicht nur für die griechisch-römische Antike, sondern überhaupt für alle früheren Hochkulturen der schon vor 30 Jahren ausgesprochene Satz von S. B. Robinsohn gelten muss: „Man kann in den Verhältnissen einer Zivilisation, deren Produktionsbedingungen, deren gesellschaftliche und politische Verhältnisse und deren Weltbild von unserem so radikal verschieden sind, Normen für Weltverständnis und Verhalten nicht mehr gewinnen.“<sup>4</sup>

3. Aber mit diesem Befund kann für diejenigen, die nicht nur soziologisch, sondern auch historisch und geistesgeschichtlich denken, noch nicht das letzte Wort gesprochen sein. So könnten z. B. Religionshistoriker darauf hinweisen, dass Theologen in weiten Teilen der Erde schon früh gelernt haben, die von ihnen betreuten alten Texte oder Symbole dergestalt zu interpretieren und auszulegen, dass sie in den jeweils Angesprochenen, allen historischen Unterschieden zum Trotz, das Gefühl des „*nostra res agitur*“ zu erzeugen vermochten. Und jeder Literaturhistoriker weiß, dass neben diese theologische *ars interpretandi* später dann auch weltliche Varianten traten, die zwar nicht mehr an sakrale Texte oder Symbole gebunden waren, aber trotzdem zu einer ähnlichen Wirkung in den säkularen Bereichen führen konnten. Diese weltlichen Varianten sind zwar bisher auf der Erde noch nicht so weit verbreitet wie die theologische Urform. Es liegt aber m. E. in der Natur der Sache, dass sie in einer Welt von „Kulturkreisen“, die sich jetzt unter den industriellen Verhältnissen um ihre jeweilige kulturelle Identitätsfindung bemühen, zunehmend an Bedeutung gewinnen müssen. -

Überlegungen wie die vorstehend angedeuteten stellt Huntington selber in seinem Buch naturgemäß nicht an. Trotzdem könnte sein Buch uns

Altphilologen dazu anregen, globales Denken, das einstweilen vorwiegend im wirtschaftlichen und nachrichtentechnischen Sinn verstanden wird, auch einmal auf der kulturellen Ebene zu versuchen (wobei wir aber möglichst darauf verzichten sollten, von dem inzwischen schon allzu abgegriffenen Schlagwort „multikulturell“ Gebrauch zu machen). Natürlich dürften wir die einzelnen Thesen Huntingtons nicht unbesehen übernehmen. Aber in *e i n e m* Punkte sollten wir uns von ihm in einem tieferen Sinne „provizieren“ lassen. Huntington scheint nämlich bei den obersten Werten der einzelnen Kulturkreise, also dort, wo sich die Menschen sozusagen im Absoluten verankern möchten, an keine „prästabilisierte Harmonie“ zu glauben. Es wäre m. E. nicht zuletzt für Altphilologen eine wichtige Frage, ob der Amerikaner hier recht hat oder nicht, und falls ja, welche Konsequenzen dann daraus für einen sich immer noch als „humanistisch“ verstehenden altsprachlichen Unterricht zu ziehen wären.

- 1) Samuel P. Huntington: Kampf der Kulturen, Europa-Verlag 1997 (englischer Originaltitel: The Clash of Civilizations).
- 2) Der deutsche Sprachgebrauch von „Kultur“ und „Zivilisation“ entspricht bekanntlich nicht genau dem englischen und französischen. Darum sah sich der deutsche Übersetzer des Buches von Huntington hier zu gewissen Freiheiten genötigt (siehe die Vorbemerkung auf S. 14), denen ich mich hier und im folgenden anschließe.
- 3) „Einleuchtend“ bleibt das Modell allerdings nur, wenn man die christlichen Autoren der Spätantike entweder ausklammert oder als Dokumente eines Kontrasts zur „heidnischen“ Antike klar herausstellt. Will man dies nicht, so muss man m. E. konsequenterweise die Linien über das Mittelalter bis in die Neuzeit hinein durchziehen und dann auch von den für die Entstehung der Industriekultur so bedeutsamen „Säkularisierungen“ christlicher Denkformen sprechen. Ich verweise hier auf die einschlägigen Ausführungen in meiner Broschüre „Antike als Gegenbild“ (Speyer 1990), besonders auf deren drittes und fünftes Kapitel.
- 4) Vgl. Robinsohn, S. B.: Bildungsreform als Revision des Curriculum, Berlin 1967, S.19.

HEINZ MUNDING, 67365 Schwegenheim

## Epikureische Lebensberatung

Schmerz, Tod und Fortleben, diese drei, sind der im Tagesgetriebe zumeist nicht wahrgenommene Angst- und Besorgnishinter- und -untergrund des denkenden Lebens und womöglich Ursache allen philosophischen Fragens überhaupt. Das Tier verkriecht sich zum Sterben oder sucht die Nähe eines Gefährten oder auch des Menschen. Der Mensch weiß um sein Sterben, seit er den ersten flüchtigen Überblick über sein Leben, seine Zeitlichkeit und Unabgesichertheit gewonnen hat. Der nun verstorbene Psychotherapeut Walter Schindler sagte als Achtzigjähriger in einem Vortrag: „Wir schreien als Kind nach der Mutter, wir rufen sie als Erwachsener, wenn wir in Not sind, und wir werden noch auf dem Sterbebett nach ihr rufen.“ Wenn wir niemandes Kinder mehr sein können, sind wir genötigt, wir selbst zu sein, ausgeliefert, verurteilt.

In Augenblicken der eigenen Infragestellung, des Alleinseins, der Krankheit präsentieren diese drei dem Menschen ihre Sicht und Perspektive der Dinge, die er *nolens volens* zu der seinen zu ma-

chen gezwungen ist. Schmerz und Vernichtung, die möglicherweise vollständige und endgültige, formieren und färben den emotionalen Untergrund, der noch die geglücktesten Stunden mit gradueller Bitternis durchflieht: den der Angst. Ihm kann durch den menschentypischen returnierenden Reflexionskreislauf nicht entronnen werden.

Angst erzeugt die Vorstellung des Schreckens jener drei apokalyptischen Bedrohungen und wird wiederum durch eben die Vorstellung bestärkt, bekräftigt, in Mark und Herz befestigt. „Es ist absurd, daß wir geboren werden; es ist absurd, daß wir sterben.“<sup>1</sup> Der Mut sinkt nicht selten, weil Sinnhaftigkeit abhanden kommt. Wozu der ewige Kreislauf des Lebens: Schmerz, Tod, Vernichtung? Warum ist das immer wieder durchzustehen und zu bestehen?

„Wenn die Irrtümer verbraucht sind,  
Sitzt als letzter Gesellschafter  
Uns das Nichts gegenüber.“<sup>2</sup>